

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

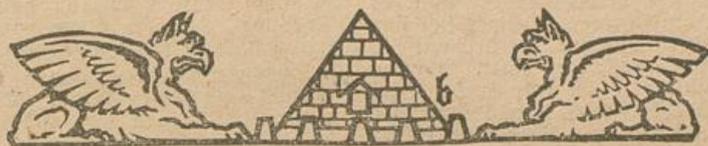
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

7.11.1926 (No. 45)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 45



7. Nov. 1926

Karl Gehrig / Maisbach und sein Prophet.

Maisbach ist ein kleines Dörfchen im Kleinen Odenwald. Wie die jungen Hühnerchen das molligwarme Nest füllen, so kuscheln sich die paar Häuser behaglich in dem von schützenden Höhen allseitig umschlossenen Talkessel. Mitten heraus ragt nur das schlichte Schulhaus mit seinem Türmchen. Still auch schlief der Maisbach, der dem Ort den Namen gegeben hat, zwischen den Höhen und zieht ohne lärmenden Abschied hinaus ins Tal. Wer diesen wohlwollenden Frieden einmal gekostet hat, glaubt es nicht, daß kaum eine Stunde entfernt auf der Bergstraße bei Nulshoch eine Hauptschlagader des vollen Lebens von Heidelberg nach Karlsruhe vorüberpulszt. Ganz wie die Landschaft, so sind auch ihre Bewohner. Stille, fleißige, strebsame Leute mit viel Neigung zum Grübeln. Ihr Stolz sind ihre Flecker, welche ihnen an den oft heißen Hängen die Arbeit gar nicht leicht machen.

Schon im 13. Jahrhundert wird der Ort als „Musebach“ erwähnt, später als Mausbach, Müschbach, Meusebach und schließlich Maisbach. Meist wird Maisbach gleich dem benachbarten Dörsbach als Hof bezeichnet. Mit diesem Ort zusammen bildet es heute auch eine politische Gemeinde. Der gegenwärtig ganz evangelische Ort ist kirchlich Filiale von Nulshoch. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gehörten die dortigen Katholiken zur Pfarrgemeinde Zuzenhausen, die Lutherischen zu Gauangeloch. In sonstigen Erlebnissen teilte Maisbach die Geschichte der übrigen Pfalz, die viel zu erzählen weiß von Franzoseneinfällen, Rauben, Plündern, Sengen und Brennen.

Vor hundert Jahren schaffte noch auf dem Maisbacher Felde ein Bauersmann namens Johann Adam Müller. Er scheint dir auf den ersten Blick kein Besonderer zu sein. Doch wenn du ihm in die Augen schaust, dann spürst du es bald: Es ist ein Gottbegnadeter, der vor dir steht, der mit dir spricht. Er hat schon eine bedeutende Geschichte hinter sich, er hat ein reiches Leben in sich, er hat einen weiten Blick vor sich. Geboren ist er 1769 — also im selben Jahre wie Napoleon — als Bauerssohn in Medesheim. Als er im Alter von 13 Jahren nachweisen konnte, daß er die Bibel schon ganz durchgelesen hatte und auch gut darin Verstand wußte, wurde ihm das letzte Schuljahr geschenkt. In seinem 19. Lebensjahre starb am Pfingstdienstag plötzlich sein kranklicher Vater, der ihn sehr streng zum Gebet und ernstem Lebenswandel erzogen hatte. Durch einen Boten vom Felde nach Hause gerufen, findet er die Nachbarknechte schon mit Umziehen der Leiche beschäftigt. Voller Schmerz wirft er sich über den Toten, rüttelt ihn und bittet Gott inständig, ihm den lieben Vater doch noch mindestens vier Jahre zu lassen. Da schlägt plötzlich der Vater wieder die Augen auf. Hören wir über das Folgende Müllers eigenen Bericht: „Auf dies schlug mein Vater die Augen auf und neues Leben kam in seine Glieder. Ich fragte ihn, was er denn gemacht habe. Da sagte er, er sei an einem guten Orte gewesen, doch mehr sprach er nie darüber. Gerade vier Jahre am Pfingstsonntag war mein Vater als ein völlig Gesunder zum heiligen Abendmahl und am Pfingstmontag spaziergegangen. Am Pfingstdienstag sah er in seinem Hofe im warmen Sonnenschein. Ich fuhr aufs Feld. Als ich etwa 200–300 Schritte weit vom Vater entfernt war, rief er mich zurück und sagte kalt und ruhig: „Hannadam! (Johann Adam) Wir beide sehen einander nicht wieder lebendig! Jetzt nimm mir die Mutter und die Schwester in acht! Ich habe dich christlich erzogen. Bleibe so und vergiß Gott nicht, so wird er immer bei dir sein.“ Ich: „Soll ich denn etwa daheim bleiben, Vater?“ Der Vater: „Nein, nein,

fahre du in Gottes Namen fort!“ Noch nicht lange war ich auf dem Felde, als derselbe Knabe (Leonhard Kolb, des nächsten Nachbars Sohn), der vier Jahre zuvor mich vom Felde hatte holen müssen, mir die Nachricht brachte, mein Vater sei gestorben, und so blieb er auch tot.“ Nachdem der junge Müller noch acht Jahre lang als Knecht im Hirch und im Lamm in Medesheim gedient hatte, verheiratete er sich nach Maisbach. Hier mußte er sich anfangs sehr plagen und kam nur Sonntags zum Bibellese, wenn andere in den Wirtschaftern spielten.

Konnten wir schon bei dem Vater Müllers eine starke Vorahnung feststellen, welche uns aber nicht besonders auffällt, da wir dies öfters bei Sterbenden beobachten können, so finden wir diese Gabe in erhöhtem Maße bei dem Sohn. Bei ihm können wir schon von einem zweiten Gesicht reden, von dem Blick in die Zukunft. Diese Erscheinungen wurden ihm meistens nachts, aber im wachen Zustand offenbar. So sah er als Erstes den Krieg Frankreichs mit Oesterreich im Jahre 1805 und dessen Ausgang voraus. Er schildert das folgendermaßen: „Die erste meiner Erscheinungen hatte ich in der Nacht des neuen Jahres von 1804 auf 1805. Ich schlief fest, da weckte mich eine Gestalt in weikem langen Kleide und ergriff mich bei der Hand. Ich wachte auf und vor meinen Augen verging die Gestalt. Ich dachte, es sei vielleicht meine Frau, fand aber, daß diese neben mir ruhig schlief und nahm mir vor, wenn sie wieder diese die Gestalt festzuhalten und zu fragen, was sie wolle. Ich war hierauf wieder eingeschlafen, als mich die Gestalt abermals weckte. Ich griff nach ihr und sprang aus dem Bette, worauf auch sie stillstand und laut und deutlich zu mir sagte: „Dies Jahr entsteht ein Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich, und wenn letzteres nicht Friede macht, so wird es alles verlieren. Hierauf blinzte es am Himmel und die Gestalt verschwand. Ich ging an das Fenster, durch das der Blick leuchtete, da sah ich deutlich am Himmel Artillerie von Frankreich gegen Oesterreich fahren, welcher zur dreiviertel Stunden währte. Pferde, Knechte, Kanonen, Pulverwagen, alles war deutlich zu erkennen, nur daß sie ganz feurig waren. Meine Frau bemerkte, daß ich aufgestanden war und fragte mich nach der Ursache. Ich erzählte ihr, was ich sah; aber sie fühlte keine Reizung deshalb aufzustehen.“ Als nun wirklich im Laufe des Jahres dieser Krieg ausgebrochen war, erlebte er folgendes: „Da brach der Krieg aus und die Franzosen wurden einmal geschlagen. Als diese Nachricht eben angekommen war, ging ich von ungefähr nach Medesheim. Da fand ich die jungen Männer auf der Straße zusammenstehen und darüber jammern, daß jetzt die Franzosen zurückgeschlagen seien und auf ihrer Flucht alles ausplündern und verbrennen, daß dann aber die Oesterreicher als erbitterte Feinde nachkommen würden usw. Nein, sagte ich, so wird es nicht kommen. Denn ich habe eine Erscheinung gehabt, nach welcher Frankreich siegen bleiben wird. Und nun erzählte ich zum erstenmal das Ganze fremden Personen. Die Bauern lachten mich aus und sagten: Nun, Müller, wenn das wahr ist, so sollst du unser Prophet sein. — Es kam, wie ich gesagt hatte.“

Die für sein ganzes Leben wichtigste Erscheinung aber hatte er vierzehn Tage vor Weihnachten 1805: „Hier hatte ich eine andere Erscheinung, die mich abermals erweckte und mir sagte, daß bald auch ein Krieg zwischen Frankreich, Preußen und Rußland ausbrechen würde und nach Verlauf eines Jahres müßte ich zum Könige von Preußen gehen; der russische Kaiser werde auch dazu kommen. Doch sagte mir die Erscheinung noch nicht, was ich bei dem Könige

von Preußen tun sollte." Da er sich, wie einst Moses gegen diesen großen Auftrag wehrte, so kamen die Erscheinungen immer und immer wieder, ja er sah den ganzen Weg, alle Erlebnisse und die wichtigsten Personen seiner bevorstehenden Reise voraus, so daß ihm nachher alles schon wohlbekannt vorkam. Eines dieser Bilder, das er öfters erschaute, sei hier mit seinen eigenen Worten gezeichnet: „Darauf kam ich in eine große schöne Stadt, die zwischen Philippsburg und Rühlach gebaut war, und in welcher man mich überall herumführte. In der Mitte war eine sehr große Kirche, die vier Tore hatte. An den vier Ecken der Stadt waren vier Schlösser, und alle Straßen der Stadt gingen auf die Kirche zu. Der alte Mann sagte mir nun, diese Stadt sei die Stadt Zion und Neu-Jerusalem; sie solle aber noch erst gebaut werden zum Gedächtnis, wenn die Menschen sich gebessert und sich wieder zu Gott hingewendet hätten. Er zeigte mir den Platz, wo die Stadt sollte hingebauet werden. Dann offenbarte er mich noch, daß Frankreich in drei Teile geteilt und daß vier Monarchen alle Jahre einmal in dieser Stadt zusammenkommen würden und von hier aus über Frankreich regieren würden, und ferner, daß es eine einzige Religion und ein tausendjähriger Friede werde. Und Preußen, sprach er, will ich so groß machen, als es noch nie gewesen ist. Hieraus befand ich mich in einem kleinen Häuschen auf einem Berge umweit Rühlach dicht an der Bergstraße, neben mir sah meine Frau und ich bei ihr auf der Erde. Da kamen vier Monarchen zu mir und sprachen mit mir usw.“

Von nun an stand Müller unter einem höheren Zwange, es ließ ihm keine Ruhe mehr, er mußte einfach fort. Schwer fiel ihm der Abschied von seiner Frau und seinen Kindern, die er samt seinem Geschäft der Obhut seiner Freunde anvertraut hatte. Aber er mußte fort, es zog ihn „an der Schulter“. So trat er denn im Jahre 1806 mit einem Stück Brot und Dörrfleisch, mit 15 Kreuzern, ohne Paß, aber in Gottes Namen die Reise an. Sein Weg führte ihn über Heidelberg, wo er sich für 9 Kreuzer noch ein halb Maß Bier und 2 Päckchen Tabak kaufte, Frankfurt a. M., Miltenberg, Würzburg, Bamberg, Leipzig, Wittenberg, Berlin, Prenzlau, Stettin, Danzig, Kolberg und Pillau nach Königsberg. Zur Zeit seiner Reise, die zum größten Teil zu Fuß, an der Ostseeküste entlang aber auch teilweise mit dem Schiff erfolgte, hatte sich schon der Vormarsch Napoleons gegen Preußen vollzogen. Hier nach Königsberg in den äußersten Zipfel seines Reiches hatte sich der König Friedrich Wilhelm III. nach den unglücklichen Schlachten bei Jena und Ekerstadt mit seinem Hof zurückgezogen. Die Schilderung der Erlebnisse Müllers auf seiner Land- und Seereise mühen einen gerade an wie die des Apostels Paulus. Was hatte er doch auszustehen an Festlegungen, Verhören, Verdächtigungen wegen Spionage, Schiffsbrand usw. Trotzdem kam er immer gut durch französische und preussische Wachen hindurch, obwohl er keinen Paß hatte. Auch in den schwierigsten Lagen verließ ihn nicht die Gewissheit, daß er einen göttlichen Auftrag habe und diesen auch sicher ausführen werde. Wegen des Nachslagers machte er sich auch gar keine Sorge. Auf Weisung einer Gestalt hin ging er stets in ein Haus, in welches ihn seine augenblicklichen Gedanken gerade zogen und fand immer freundliche Aufnahme und gute Bewirtung.

In Königsberg angekommen, gelang es ihm recht bald, den König zu sprechen, vor den er unerschrocken hintrat. Hier zeigte es sich so recht, daß Müller nicht ein bloßer Wahrsager oder Hellseher war, der von anderen Personen an ihn gestellte Zukunftsfragen beantwortet, sondern daß er das war, was wir von den Propheten des Alten Testaments gewohnt sind. So wie diese in schweren Zeiten vor den König und das Volk hintraten und eine Umkehr, eine Buße verlangten, so forderte auch er eine Reform von innen heraus, eine Abkehr vom Irdischen, eine Hinkehr zum Ewigen als Hauptbedingung für das Andere besserer Zeiten. Die Menschen mußten besser werden, dann werden auch die Zeiten und Verhältnisse besser. Der König nahm ihn freundlich an und versprach ihm, sein möglichstes zu tun. Gewiß moß ihm die von Müller in Aussicht gestellte künftige Größe Preußens Kraft zu weiterem Handeln gegeben haben.

Wie leicht bereislich ist, hatten Frauen noch viel mehr Interesse für das seltsame Wesen dieses seltsamen Mannes und für seine geheimnisvollen Offenbarungen. So kam es, daß Müller des öfteren bei der Königin Luise vorsprechen mußte. Bei diesen Audienzen war außer der Königin nur noch ihre Schwester, die spätere Herzogin von Cumberland anwesend. Die beiden Damen, die früher einmal durch die Palz gereist waren, erkundigten sich lebhaft nach der Gegend von Weisloch und nach manchen Wirten, die sie von jener Reise her noch im Gedächtnis hatten. Die weibliche Neugierde öffnete ihm während seines Aufenthaltes in Königsberg noch manche Tür vornehmer Häuser. Besonders interessiert dort die von ihm immer und immer wieder unterstrichene biblische Weissagung, daß sich alle Religionen, auch die heidnische und türkische, vereinigen und dann eine Herde und ein Hirte sein werde. Man glaubte nun, von dem Propheten erfahren zu können, welches diese „Einheitsreligion“ sein werde und wollte es gerne wissen, wahrscheinlich, um sich einzuweisen darnach einzurichten zu können. Er, der Reformierte, gab aber zur Antwort, daß es weder die katholische, noch die lutherische, noch die reformierte sein werde, sondern „diejenige, welche Christus selbst gelehrt hat“. Vielleicht hatte Müller damals (1807) schon eine Vorahnung der Vereinigung der reformierten und lutherischen Kirche in Baden, wie sie ja 1821 erfolgte.

In den Vorlagen des Friedens von Tilsit (7.-9. Juli 1807) sah Müller schon voraus, daß dieser Friede nicht von langer Dauer sein werde, sondern daß bald Truppen von Abend und von Mit-

ternacht her in Frankreich einziehen werden“. Als der König seine Residenz von Königsberg nach Memel verlegte, ging Müller mit dem General Rüchel, der sich viel um ihn annahm, auch nach Memel. Dort wurde ihm in einer Erscheinung auch schon der glänzend begonnene Feldzug Napoleons nach Rußland und der Brand Moskaus angekündigt. Seine Gesichter teilte er alle dem König mit, der ihm bei dieser Gelegenheit einmal folgendes Schreiben zukommen ließ:

„Se. Königl. Majestät von Preußen machen dem Johann Adam Müller hierdurch nachrichtlich bekannt, daß Sie seine unterm 1ten dieses eingereichte Eingabe wohl erhalten haben, und die von ihm dabei gehabte gute Absicht nicht verkennen wollen.“

Memel, den 8ten Januar 1808.

Friedrich Wilhelm.“

Wie sehr bekannt Müller in höchsten Kreisen war, und wie man seine Voraussagungen und seine Forderungen beachtete, beweist der Umstand, daß am Himmelfahrtstage 1808 der Oberhofprediger in seiner Festpredigt auf Müllers Prophetentum Bezug nahm. Manche, die bei Hofe anfangs über Müller gelächelt, nahmen ihn bald sehr ernst. Vom König und den andern Leuten, bei denen Müller ein- und ausging, wurde ihm öfters Geld angeboten, er schlug es aber stets aus. Er war mit dem Gulden Tagelohn, den ihm die Königin Luise gewährte, voll und ganz zufrieden. Er benötigte seine Gabe nicht, um sich Schätze zu sammeln. So lebte er auch sehr nüchtern, ganz entgegen den Ansagen „Auser Freunde“, die ihn gerne zum Trinker gestempelt hätten, um so sein Ansehen herabzuwürdigen.

Während seiner langen Abwesenheit stand Müller in Briefwechsel mit seiner Frau. Die Briefe, deren Text uns noch erhalten ist, zeugen von einer rührenden Einsicht und Treue der beiden Ehegatten zueinander. Die wiederholten Schreiben seiner Gattin hatten das Heimweh nach dem stillen Dörflein, nach Frau und Kind wieder in ihm erweckt. Auch sah er jetzt seine Mission bei dem König für erledigt an und so entschloß er sich, heimzukehren. In Pflanzien 1808 reiste er mit dem Postwagen von Königsberg über Berlin nach Nürnberg. Von dort aus wanderte er nach Hause, wo er seine Angehörigen gesund antraf. Die ganze Reise dauerte 5 Wochen.

Von Mainzbach aus schrieb er noch öfters an den König. Er nennt in seinen Briefen den König „Meinen besten Freund“ und die königliche Familie „Meine Lieben“. Nach dem Siege über Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig beglückwünscht er den König und weist ihn darauf hin, daß er ihm diese Schlacht ja auch bereits vorausgesagt habe. Als der Preußenkönig nach der endgültigen Niederwerfung Napoleons 1816 von Paris her auch durch Heidelberg kam, da besuchte ihn Müller dort und hatte eine längere Unterredung mit ihm. Müller durfte jetzt die Freude erleben, seine Vorhersagen erfüllt zu sehen. Der durch die große Not und die schönen Siege erwachte Geist der Aufopferung und Eintracht, ließ ihn auch hoffen, daß eine Erneuerung des deutschen Volkes von innen heraus auf religiös-christlicher Grundlage ihren Anfang genommen habe.

Nach all den Ereignissen war der einfache Bauersmann, der still und bescheiden wieder seiner Beschäftigung nachging, eine angelehene Persönlichkeit. Er sagt selbst: „Täglich wurde ich nun von Hohen und Niederen besucht, was bis auf den heutigen Tag noch geschieht.“ U. a. muß sich auch ein Professor Schelver aus Heidelberg sehr eingehend mit seinem Leben und seinem Prophetentum befaßt haben. Viele kamen auch und machten sich Aufzeichnungen nach seinen Schilderungen. Daraus sind verschiedene Schriften über Müller erschienen, die zumeist in Heidelberg gedruckt wurden. Das zuverlässigste davon ist wohl das von seinem Sohne im Jahre 1848 herausgegebene 66 Seiten starke Büchlein: „Geschichte, Erscheinungen und Prophezeiungen des Johann Adam Müller, Bauersmann auf dem Mainzbacher Hofe bei Heidelberg.“ Dasselbe enthält auch ein Bild Müllers, dessen Original sich damals in der v. Grambergerschen Galerie befand. In dieser Schrift sind auch noch spätere Prophezeiungen Müllers erwähnt. So ist nach einer Schilderung anzunehmen, daß er z. B. die Eisenbahn vorausgesehen hat. Viel beachtet wurden seine Weissagungen für die an Ereignissen reichen vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. So sagte er, daß er 1846 kein Weinstock, 1847 kein Obstbaum, 1848 kein Beamter und 1849 kein Soldat sein möge. Dagegen werde es gut bekommen, wer das Jahr 1850 erlebe. Diese Prophezeiungen haben sich voll und ganz bestätigt. 1846 und 1847 waren reich geerntete Wein- und Obstjahre und was 1848 und 1849 war, weiß jedermann. In dem Büchlein nicht erwähnt, aber wohl am meisten im Volke verbreitet, ist seine Neußerung, daß das deutsche Meer einmal so klein würde, daß es unter einem Nussbaum Platz finden würde. Diese Prophezeiung darf wohl auch schon als erfüllt angesehen werden. Denn die Weigen, die den Kaiser 1918 auf seiner Flucht nach Holland begleiteten, hätten wohl unter einem Nussbaum Raum gehabt.

Im März des Jahres 1832 starb die Ehefrau Müllers, Margareta, geb. Gramlich. Noch im selben Jahre, am 9. Dezember 1832, folgte er seiner treuen Lebensgefährtin im Tode nach, so daß sie auf dem Friedhof nebeneinander zu liegen kamen. Als Todesursache ist „Stichfluß“ angegeben. Der damalige Pfarrer Krumboltz in Rühlach machte zu der Eintragung in das Sterberegister folgenden Zusatz: „Mit der berühmte Prophet Müller.“ Ein Sohn von ihm, auch Johann Adam Müller genannt, starb im Jahre 1851 im Alter von 36 Jahren. Er ist wohl als Verfasser des oben genannten Büchleins anzusehen.

Es ist uns heute leider nicht mehr möglich, an das Grab Müllers zu treten. Durch Umgrabungen ist die Stelle verwischt worden. Wäre aber der Ort noch festzustellen, dann hätten ihm Verehrer schon vor dem Kriege ein würdiges Grabmal gesetzt. Merkwürdigerweise ist in Maisbach, ja sogar bei den heute noch lebenden Nachkommen (Urenkeln und Ururenkeln) keine einzige seiner

Schriften anzutreffen. Aber in der Erinnerung lebt er noch fort. Und wenn am Sonntag nachmittag die Alten und die Jungen auf der Bank oder auf dem Baumstamm am leise plätschernden Brunnen beisammen sitzen, dann erzählt wohl auch einer der Alten den andächtig lauschenden Jüngeren von dem Amos des 19. Jahrhunderts, und das war eben der Prophet Müller von Maisbach.

Magda Fuhrmann / Toni Rothmund.

Aus der dichtgedrängten Reihe deutscher Schriftstellerinnen tritt Toni Rothmund als Dichterin von tiefgründiger Eigenart hervor. Die Kunst der starken Linienführung ist ihr eigen, es geht ihr nicht um ästhetische, sondern um menschliche Probleme. Ihr erzogener, männlich scharfer Gesamtblick duldet nirgends Verhangenes, Ungeklärtes, sie bringt alles klar, rund, geschlossen. Ueber ihrem Schaffen liegt der Adel vollkommenster Wahrhaftigkeit, ihre stolze, freie Künstlerkraft verschmäht es, sich in spielerischen Feiltönen und betrügerischen Artifiziertricks zu verlieren. Toni Rothmund arbeitet nur mit erlebten, unbestechlichen Darstellungsmitteln. Für sie gibt es kein Vorgehen bei anderen, kein Nachahmen. Bloß eines erlaubt sie sich abzusprechen: die Natur. Wahrhaftig bleibt der Grundcharakter ihres Werkes, ob sie nun launig behende die „hübsche“ Gemütslichkeit eines Kleinstadtmilieus schildert oder mit kraftvollem Willensimpuls schwer ernste, der Menschheit dienende Motive behandelt.

Obwohl ihre Anlage auf breite Stoffe hinweist, hat Toni Rothmund mit der Lyrik begonnen. Es ist dies vielleicht bezeichnend, denn immer wieder findet das bildhaft Dichterische in ihr seine plastisch schönen Ausdrucksformen. Als man sie, vierjährig fragte, was sie einst werden wolle, erwiderte sie mit zielbewußtem Blick: Ich werde — Dichterin! Ein ganz kleines Mädchen noch, wurde die — jetzt in Freiburg lebende — Künstlerin eines Abends in der ferneren holländischen Heimat von ihrer Tante entkleidet, während der Mond zum Fenster hineinleuchtete. „Du“, wandte sie sich an die Tante, „mag man gerne Mond?“ — „Warum denn?“ — „Ja, er ist doch immer angeblissen.“ Diese humorvolle Szene kann wohl als das erste Kindergedichtchen betrachtet werden, das die phantastiebegabte Toni Rothmund geliefert. Gern dachte sie über alles nach und bildete sich rasch ein selbständiges Urteil. Mit sieben Jahren reimte sie bereits, mit zwölf beschreibt sie alle Schulhefte, mit dreizehn lief sie alle Versmaße in einsamen Reimspielen an den Fingern ab, mit vierzehn sah sie in Heinrich Heine ihren Führer, um mit Avarizia die eigene Note zu finden, die ihrer Lyrik so viel Tiefe und Traut verleiht, man denke nur an die achtsvolle Durchscheidung des Gedichts vom Rosenbaum im Herbst, das seinerzeit in der „Pyramide“ veröffentlicht worden ist.

Ihren ersten, bedeutenden Erfolg errang Toni Rothmund mit einer, im Kluge wundervollen, Sammlung symbolischer Märchen (1917, bei Reclam, Leipzig, gedruckt). Hier ist sie so fein, daß sie das Unsichtbare sieht und das nicht Vernehmbar vernimmt. Später erschien ein zweites Märchenbuch „Vom Allerwärtigen“ (bei Levy und Müller, Stuttgart). Beachtenswert ist wieder die Wahrhaftigkeit ihrer Phantasiereise, in der man nicht schattenähnlichen, sondern wirklichen Märchenartikeln begegnet, sondern Menschen, selbst ihre Tiere sind Menschen. Vortrefflich trifft sie den Märchenerzähler. Sie liebt die Art des Fabulierens. „Da bin ich wie ein Kind, das Blumen sucht.“ Und die leise Blumen werden nicht welken.

1919 kam „Die Fraueninsel“ (bei Aug. Scherl, Berlin) heraus, ein, mit mäßiger Annuit und Humor geschriebener, kleiner Roman. Wenn er auch mehr literarische Fingerübung ist, Vorkunde zur Vertiefung und Bereicherung späterer, härterer Schöpfungen, zeigen sich auch hier schon viele, typische Züge der Verfasserin. Nach der „Fraueninsel“ trat sie mit dem „Haus zum kleinen Sündenfall“ (bei Philipp Reclam jun., Leipzig) an die Öffentlichkeit. Das Buch bedeutet wesentliche Neuanforderung durch kräftige Komposition und Genauigkeit der Schanung. Der Held des in Basel spielenden Romans, der trümmerhafte Kurtal, kann nicht mehr zurück zu seiner früheren, „sternklaren Einsamkeit“ und Weisheit, denn er liebt und begehrt Welt, die „Königsferne“ aus dem Küchenarten ihrer Eltern. Viel hat „rheinfarbene Augen“ und ein tänzerisch federndes Herz, das hinausfliegen möchte aus der rauen Epike der seiner Umgebung, aus dem Klang des Wehagens und der Selbpreisung der Mittelklasse. Reiz ist viel und kindlich zugleich. Sie vermag die Gestalten der Dichter aufzunehmen, wie nur ein vom Genius geistreiter Mensch“ und ist doch nicht fähig zu beargwöhnen, was der arme, von der Natur mißhandelte Kurtal ihr auf bebenden Händen entgegenbringt: eine Liebe, so groß, wie nur wenige Männer sie empfinden. Viel verspielt diese Liebe um wohlfeilen Maskenscherz, um ein paar Glas Wein, um die roten Lippen eines Mannes, der sich an ihrer Seele vergreift. Fieberisch sucht und irrt ihr Schenken. Endlich wird sie von der falschen Postime einer entwerteten Tonalie befreit durch eine andere Stimme: die eigene, die eine beendete Sinnerin aus ihr bildet, und sie auf neue zur Königsferne macht, „dann bestimmt, vielen, vielen Herzen zu den Wundergärten der Schönheit zu läuten“. Kurtal aber, der fremd von sich selbst Ueberwucherte,

findet langsam zu den Tiefen aller Einsamkeit heim. — Neben vorzüglicher Einzelbeobachtung treffen wir gute Gruppenbilder, wie etwa in der bunt bewegten, aber sachlich exakten Schilderung des historischen freien Basler Karnevals.

Die Tragödie der Suchenden aus dem „Haus zum kleinen Sündenfall“ kehrt im Roman „Das stumme Klavier“ (1919 bei Reclam, Leipzig) wieder. Ein stummes Klavier stand einst, neben einem herrlichen Flügel, in der Wohnung vom alten Raucheisen, eines musikalischen Erfinders mit Genieeinfall. Es diente der Händegymnastik, konnte aber keinen Ton von sich geben, um seine Umwelt nicht zu stören. Ein stummes Klavier ist auch Sibylle, die Enkelin des erweisen Künstlers, eine unerlöste, von Sehnsucht und Muß durchzitterte junge Frau, die an der Seite eines zwar sehr wertvollen, aber „Klangtoten“ Gatten, des Pfarrers Gerhard Rüdiger, pflanzenhaft-passiv der Verstimmlung ihres Herzens entgegensteht. Ihre Receptivität gegenüber den Offenbarungen der Musik erscheint Gerhard Rüdiger als Dämon, den er bekämpfen muß. Anläßlich eines Brandes — die Geschichte spielt in Donaueschingen —, bei dem der Großvater Raucheisen ums Leben kommt, hat der Pfarrer, in der Absicht, die Schöpfung des Greises, das kostbare Klavier mit den Kunstpedalen zu retten, bloß das stumme Klavier aus den Flammen getragen! Es wird im Pfarrhaus aufgestellt, als Symbol für Sibylles Dasein, das nur verklärt ist durch die Weibempfindung der Mutterschaft, im übrigen aber nichts bietet als musikkremde, entseelte Leere. Da lernt Sibylle des Pfarrers jungen Bruder, den Musiker Henning kennen. Es gelingt ihm, vermittelt praktischer Werkzeuge, dem stummen Instrument die Zunge zu lösen. Aber auch der in Schwelgen gefangenen Sibylle gibt er die Sprache wieder. Auf Goldflügeln der Liebe streben Henning und Sibylle in gleichem Seelenschwingen einander zu, beide sind von einer Art, beide verstehen das Schöne und Große des Lebens „schmerzhaft gut“. Henning glaubt Sibylle vom Pfarrer lösen zu dürfen: „Liebe ist das Sittliche“. Sibylle hingegen hält sich durch Mann und Kind für gebunden. „Du bist ihm nichts, als ein stummes Klavier. Ich aber habe dich geweckt.“ — „Doch ehe du das Klavier zum Klängen gebracht hast, trug Gerhard es aus den Flammen.“ Er gemährte der Waise Liebe und Schutz. So schickt sie Henning fort. Ihre sittliche Kultur wurde Herr über ihr suchendes, sehnüchtes Künstlerblut. Mit hochethischem Willen zu neuem Glück gehen der Pfarrer, der Sibylle in seiner Weise heiß liebt, und die junge Frau einer geläuterten Zukunft entgegen. Der Wirklichkeitsmenschen gelobt sich, das „heimwehkrante Träumerelein“ nicht mehr einzuzugewöhnen und die verflozene Musikseele begreift, durch die Güte dieses Mannes gehalten, daß ihr Glück trotzdem nur bei ihm und dem Kinde ist. Eine Lichtgestalt wie Sibylle droht sonst in Zerkümmert zu zerfließen, verflüchtelt und überzudert zu wirken. Toni Rothmund hat jedoch ein blutlehtes Geschöpf aus ihr gemacht, die seinen Striche dieser Modellierung sind nicht ohne Kraft. Unter den selbstamen Nebengestalten ist der Malerwagant, der arme Florentin, der Interessanteste. Fürstenaune spielte frevelnd mit ihm. Nun blutet, dem Selbstmord oft nahe, der hakverbrannte Mann hin. „Selbstmord ist etwas Göttliches“, sagt er dem Pfarrer, „wir wurden nicht gefragt, ob wir Lust haben zu diesem Gesellschaftsspiel, es ist etwas Großes zu sagen: ich will nicht mehr mit“. Als Mitarbeiterleistung berührt die Darstellung der Feuerbrunn: „Sie starben in Schönheit, diese alten Häuser, — die Feuerwehrmänner zerstörten diese Schönheit, sie rissen an toterbereiten Häusern die Mauern ein, daß ihre armen Geheimnisse, die nur sich für den Besitzer sind, aber lächerlich für die Menge, entblößt vor aller Augen lagen. Lange Zeit betrachtete Florentin ein altes Schaukelpferd, das mutige Augen machte und sich nicht vor dem Feuer zu fürchten schien. Das Kind fiel ihm ein, dem das Pferd gehörte. Das war das einzige Mal, daß er Mitleid empfand. Und da war es nur um ein dummes Schaukelpferd.“ Noch vor Henning hat Florentin Sibylle erfaßt. Weißes Strahlen kommt von seiner Dichtung, dem Märchen vom Schwan, dem man die Flügel raubte. Er kannte Sibylles Geheimnis, aber er wußte auch um ihre Erlösung. — Das Kinderbuch „Die Bernsteineperle“ (1920, bei Levy & Müller, Stuttgart) erhielt anerkennende Kritiken. In lebenswürdiger Mannigfaltigkeit schenkt Toni Rothmund hier hühnen Heiteres und Gefühlsstiefes, der sichere Zug ihrer reichen Erfindungsarbeit vermag nicht, ein besonderer Vorzug ihrer Kinderbücher ist auch das völlige Fehlen von kitschigem Moralisieren. — 1922 folgte „Schloß Obneid“ (bei Reclam, Leipzig) und „Der Fremdling“ (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart). Der Fremdling wird in einem Rigenermädel verkörpert, das ein Zufall nach dem Schwarzwald verschlägt. Mit Vorliebe sucht Toni Rothmund ihre Stoffe im Schwarzwald und Badener Land, das ihr zur zweiten Heimat wurde. Auch die „Totbeterin“ (1923 bei Neuk & Pitta, Konstanz) hat den Schwarz-

wald zum Schauplatz. Der Roman spielt unter dem Volk und zeitl. Macht und Kluch des Aberglaubens, der freilich wie alles Altbergebrachte, Ueberlieferte, auch seine Berechtigung hat. Die brennend energisch gezeichnete Persönlichkeit der rachezerfressenen, schicksalhaften, greisen Totbeterin gebietet durchaus Ehrfurcht. Toni Rothmunds Kenntnis der Bauernseele ist erstaunlich. Nie verweilt sie beim Belanglosen, Unbeträchtlichen, nie photographiert sie lässlich, nie formt sie stilisierte Menschen, bei ihr ist jede Gestalt ein Charakter. Zum Dichterischsten der „Totbeterin“ gehören alle Naturschilderungen, über der Darstellung Schwarzwälder Schnee-Einsamkeiten liegt tiefer Reiz ausgestrahlt. — Im gleichen Jahr schrieb Toni Rothmund den „Mönch von Corvey“, eine von bewunderter Religiosität durchzogene Dichtung, in der sie errungene Entfaltung glühendem Lebensverlangen gegenüberstellt. Rebundus, der Mönch, vielmehr der Mensch dieses Gedichtes, sucht den Sinn des Daseins in Liebe, Kampf, Ruhm, und fand ihn letztlich in Gott. Seine Auffassung Gottes — o, er ist kein extrem orthodoxer Betbruder — unterscheidet sich allerdings von der Vorstellung eines persönlichen Gottes, eines „absoluten Prinzips“. Für ihn schmelzen Seele und Gottheit in sublimster Einheit zusammen. Er hat Gott in sich und sich in Gott gefunden: „Denn ich bin du, / In mir bist du erwacht, / Und hast mich ganz zu eigen dir gemacht, / Zu deinem Auge hast du mich bestellt / Und schaust durch mich dich selbst und deine Welt. / Das Ich verging / Versank so tief in deine Ewigkeit / So nimm mir ab des Lebens Zufallskleid / Und End' und Anfang runde sich zum Ring.“ — Ethik ohne alles Pathos! Die ganze Dichtung, mit dem innersten Herzen erlebt, ist hell von einem Licht, das Höhem strebt. Glanz, Bild, Rhythmus der Sprache künden Toni Rothmunds eminenten Dichtersinn:

Das ist der Kriege —

So blutend liegt die Welt.
Verbraunte Dörfer und zerstampftes Feld.
Zerrissener Leib und Krumm in Sterbenot
Und gräßlich langsam würgend Wundentod.
Und was die Peit und was das Schwert vergaß,
Das sucht der Wölfin Hunger sich zum Fraß.
So sah ich Kriege.
Ruhm deucht mir schal
Und Sieg ersäuft in brennend roter Qual.

Die Wildgans schreit.

Hörst du es wohl? Es klingt so stark,
Es dringt mir schauernd bis ins Mark
In Frühlingsszeit.
Das ist der Schrei — ich kenn' ihn gut,
Er schließt nur tief, so tief in meinem Blut —

Die Verse sprechen für sich selbst. — Nun veröffentlichte Toni Rothmund, mit einem starken Mitquantum versehen, die „Heilige Grausamkeit“ (Ernst Oldenburg Verlag, Leipzig). Es ist ein herrliches, ja kriegerisches Buch, in dem zugleich Idealismus und Mörderlichkeit zum Ausdruck kommen. Der Held des Romans, Markus Sassenpflug, tritt als Arzt ein in die von seinem Bruder, einem katholischen Priester, gegründete Idiotenanstalt. Markus ist eine freigelebene, streitbare Natur, befähigt, mit dem Zwang des Herrkommens kampfschlossenen zu brechen, denn was er in der Anstalt sieht, erregt Auflehnung und Unwillen in ihm. Die geistig Minderwertigen, Mikratenen, Verlorenen, die sich selbst und anderen nur zur Qual leben, werden förtlich verpflegt, während seelisch heile, sittlich und körperlich gesunde Menschen in der harten Kriege- und Nachkriegszeit an Mangel und Hunger scharenweise zugrunde gehen. Markus trifft hier auch das unheilbar verblödete Kind der Frau, der seines Lebens Liebe galt und die nach einer glücklosen, kurzen Ehe mit einem Alkoholikar Witwe geworden ist. Er kann nun dem Untergang ihrer opferbeigeten, durch Schmerz, Sorge und Pflege des Kindes zerkürten Seele zuschauen. „Ihr dient der Vernichtung, nicht dem Leben mit Eurer falschen Barmherzigkeit, die solche elende Geschöpfe wie eure Idioten mit übel angewandter Mühe arak zieht.“ Wie trau Toni Rothmund sich auch gibt bei der Entblößung der „Schreckenstammern“, wo die gänzlich Verlorenen hausen, wird sie doch nirgends abstoßend. Gleichwohl sellen die Schreie dieser Unselbstlichen durch das ganze Buch und hinterlassen Schauer. Eine tödliche Gehirngrippe bricht in der Anstalt aus. Das sahe Leben der Idioten leistet Widerstand, aber ein großer Teil der selbstlos pflegenden, vielfach noch jungen, blühenden Krankenschwestern muß, von den Blödsinnigen angesteckt, sterben. Dies veranlaßt Markus, über alle moralische Norm hinaus mit seinem Wert der — Barmherzigkeit zu beginnen. Wo noch ein

Hoffnungsschimmer auf geistige Gesundung besteht, da bietet er alles auf, um zu retten, aber die Unheilbaren, Entmenschten, „die lassenden, wimmernden Fleischmassen“ sollen nicht leben auf Kosten edleren, schöneren Menschenmaterials. So beschleunigt er das Ende der erkrankten Idioten. Auch das Schicksal der von ihm grenzenlos geliebten Frau läßt er wissentlich an einer Strennwunde verbluten. Im Glauben an die eigene Carität meint er so und nur so handeln zu müssen. Zwar versteht er, daß er die Mutter des Kindes damit für alle Zeiten verliert, denn wie könnte sie sich je mit dem „Mörder“ ihres Sohnes verbinden, aber er betrachtet es als Forderung seines Lebens, auf alles persönliche Glück verzichten zu müssen, um der Menschheit willen. Aus innerster Abtötung, aus Befreiungsdrang wird er „mitteilidig bis zum Töten“. Aber das Schicksal ereilt ihn. Eine alte Krankenschwester, die hinter sein Tun gekommen ist, denunziert, das Volk erhebt Anklage gegen ihn, die aufgeregten Massen trachten ihm nach dem Leben. Er wird gerichtet. Doch im Augenblick höchster Gefahr tritt die geliebte Frau, seine ganze Größe erfassend, mutig an seine Seite, um mit ihm zu sterben. Freudig geht er für seine Ueberzeugung in den Tod. „Ich habe geieat“, sagt er der schmerzlichen Geliebten, „in dir habe ich geieat, über falsche Barmherzigkeit, falsches Pflichtgefühl hat das neue Mitleid geieat.“ — Solche Mannheit ist um die strenge, leidenschaftliche Gestalt des Markus Sassenpflug. Kein Zauderer, kein Unsicherer steht da, ein Aufrechter, durch sich selbst Mündiggesprochener, der unter tiefem Verantwortungsgefühl handelt. Seine Gedanken werden nicht wie Peitschenknallen in leerer Luft verhallen, sie werden alte Fesseln lösen, sie werden selten. Denn hier von seelischer Entartung zu sprechen wäre Frevel. Die unverrückbare Entschlossenheit, mit der Markus durch seine menschlich-revolutionäre Forderung den Spießern und Moralisten ans Genick fährt, ist von imponierender Kraft. Der Atem eines blutvollen Intellekts und einer großen Natur weht aus diesem brausenden Buch aktiver Menschenliebe, in dem ein Stück guter, sozialer Gesundheit steht. Glänzende Kritiken in führenden Blättern, sowie Briefe und Zuschriften unbekannter besiegeln den Eindruck, den „Die heilige Grausamkeit“ allenthalben hervorgerufen hat. — Der Roman „Zum letzten Heller“ (1926, Stuttgart, „Buch für Alle“) führt uns wieder in bäuerliches Milieu. Das Tragisch-Menschliche einer Persönlichkeit wie Margrit, die junge Schmuglerstochter, ist mit unerbarem Blick für alles Starke und Wahre dargestellt. Ein Geschehen, das für Margrit heiliges Erlebnis der Liebe ist, von ihrer Umgebung aber „Hestritt“ genannt wird, löst sie in Verlassenheit und Not hinaus. Mit Ausnahme des Volkschullehrers, des Mannes, der „in sieben Einsamkeiten“ einging, erfährt sie von allen Seiten Abschachtung ihres inneren Menschen, ihrer Ehre, aber wie sie trotzdem wieder den Mut zu sich selbst und zu ihrem Kinde findet, das wirkt erschütternd beredt. Schuld gehört „zu den großen Feuern, die die Seele reinigen“. Margrit hat dies begriffen. „Schau“, sagt der Lehrer, der sie seit je liebt, „daran erkennst man erst, was an einem Menschen ist; wie er eine Schuld zu tragen versteht.“ — Was ist Schuld — Recht — böse — gut, es gibt keine Regeln. Jeder hat sein eigenes Gesetz in sich.“ — In der Liebesgeschichte des Romans ist das, was man unter „Kunst des Blutes“ versteht. — „Die Windreiter“, eine prästend lebendige Erzählung, mit Vorzüge und Schäden des jugendlichen Gedankens einer Wandervogelart beiderlei Geschlechts fund, die sich unter Führung einer ehemaligen Offiziersfrau auf hoher Landhöhe in der „Windreiter“ niederläßt, aus der dann der „Windreiterhof“ entsteht. Das zusammengewürfelte, ungestaltliche Windreitervölkchen glaubt am Wiederanbau Deutschlands zu arbeiten, indem es normaliter ein losgebundenes Naturdasein führt „zurück zur Erde, zur Wahrheit“ und dabei das Glück derer empfindet, von denen man nie weiß, ob sie Idealisten sind oder Narren. Anachauliche Siedelungsbilder, gelungene Verweise („die Fenster blinzelten unter dem tiefhängenden Strohdach wie stige Bauernaugen hinter buschigen Brauen), und humorvolle Schilderungen bilden ein Plus der Erzählung. Es ist bezeichnend, wenn Toni Rothmund beispielsweise von der Kuh spricht, zu deren „seelischen“ Eigenschaften es gehörte, den Milchseimer umzustößen und dem Melkenden ihren Schwanz ins Gesicht zu schlagen, oder von der Gans, „mit den himmelblauen Augen, welche den Namen Kassandra erhielt, weil sie gern einsam wandelte und ein reiches Seelenleben besaß“. Das Karrifizierende im Buch, das sich in den Gestalten des „Propheten“, oder etwa des knabenhaften Schriftleiters vom „Armen Schrei“ und anderen, infantilen Agitatoren ankert, ist grell, doch nicht ungesund. Ein prächtiges Gemälde aus Nachkriegstagen. Allen Irrtümern und Unzulänglichkeiten trogend, rettet ein, freilich kleiner, Teil der Windreiter dennoch sein schönes Menschentum und selbst die heilge Torheit der schiffbrüchigen Wandervogelmutter behält noch immer ihre arglos große Geste.

(Schluß folgt.)

Mar Dennig / Wie traurig bin ich oft.

Wie traurig bin ich oft, wenn wieder ist ein Tag
Hinabgesunken in die stumme Nacht,
Weil ich nicht weiß, wozu gelebt ich habe,
Doch heute habe Freude ich gebracht,
Für einen Menschen eine kleine Freude,

Und habe selig wie ein Kind gelacht,
Weil hell von Glück ich sah zwei Augen leuchten,
Und weil ein Herz an mich hat froh gedacht,
Und neue Lebenshoffnung gab mir dieser Tag.

Schriftleiter: Karl Joho.

Druck und Verlag: C. F. Müller (Karlsruher Tagblatt).